

sam fremden Gutes zu bemächtigen. Gott werde den Seinen das Notwendige zuwenden (Bekennnis von 1540, Artikel 18). Er hoffte auf eine Zeit, da «die Grossen dieser Erde ihren Reichtum und ihre Vorrechte freiwillig niederlegen würden». Die «Heiligen» dürften sich des Schwertes nicht bedienen. (Taufertreffen zu Bockolt in Westfalen, 1536.) Auch seine Lieder, so bezeugt ein Kenner, «stehen dem auffrüherischen Geist durchaus fern». Immer wieder lehrt er, das Böse sei mit Gutem zu vergelten. Das allein gezieme sich den Christen. In diesem Sinne schrieb er an Luther. Sein Bekenntnis (die Apologie von 1540) enthält die Worte: «Das Schwert, Blut zu vergessen, ist niederzulegen, und ein anderes Schwert des Geistes gegen sich selber zu gebrauchen... Wir schneiden niemand (von unserer Gemeinschaft) ab, der in der Liebe steht. Wir bitten lieber, als dass wir fluchen. Weil wir hoffen, das Böse mit dem Guten zu überwinden, so werden wir in der Liebe nicht müde.»

Der Sinn des Basler «Exils»

Die letzten Sätze sind wohl geeignet, überzuleiten zu dem eigentlichen Rätsel seines Lebens. Das Grösste, was wir aus seiner Basler Zeit über ihn vernehmen (die Feinde selber geben es zu), ist seine unermüdete Liebe. Das Haus des seltsamen Fremden war bekannt geworden vor allem um seiner milden Hand willen.

War das nicht ein notwendiges Zeugnis in einer erbittert um religiöse Fragen kämpfenden Zeit? Dass der Glaube «in der Liebe tätig sein muss, dass es auf die Früchte ankommt, dass uns einst Gott nach nichts anderem fragen wird, als nach den Werken der Liebe — war das etwas den erhitzten Gemütern seiner Zeit so Selbstverständliches? Es soll damit nicht gesagt sein, dass diese Haltung alles umfasste, was David Joris zu vertreten hatte. Und wir wollen es nicht leugnen, dass es uns schwer fällt, trotz allem, ganz zu verstehen, was der Sinn seines Basler Exils war. Aber schon allein die Tatsache, dass er aus der Umhebung der sicheren Gaststadt die Führung seiner Gemeinde weiterbetrieb, dass er von dort aus Buch um Buch in die Welt hinausgehen liess, sollte uns darüber belehren, dass er selber nicht daran dachte, eine reine Religion der Innerlichkeit aufzurichten, in der es nichts anderes zu tun galt, als Not und Elend zu lindern, aus der vollen Kasse an die Benachteiligten auszuteilen und mit Rat und Tat sich der bedrängten Herzen anzunehmen. Seine Hoffnung ging höher. Sein Rückzug war ein Opfer. Seine Kaufmannschaft war nicht der unmittelbare Ausdruck seines Glaubens, sondern ausgesprochenemassen Tarnung, Flucht, wenn man will.

Wir haben uns nun zu fragen, warum er diesen Rückzug gewagt hatte. Es ist nicht unbekannt, dass David Joris aus eigenem bitterem Erleben wusste, was es heisst, um seines Glaubens willen zu leiden. In seiner Heimat hatte er, eben für die neue Lehre gewonnen, öffentlich gegen den Missbrauch der kirchlichen Macht protestiert. Man hatte ihn daraufhin gefangen genommen. Dem «Ketzer» und Aufrührer wurde die Zunge durchbohrt. Das war an seinem eigenen Leibe geschehen. Wir können uns denken, dass ein Mann wie Joris das hätte tragen können. Wir wissen aber, dass die Verfolgung sich seiner Familie bemächtigte; seine eigene Mutter wurde 1538 enthauptet. Auf sein Kopf wurde ein Preis ausgesetzt. Eine grosse Verfolgungswelle ergoss sich in Holland und Friesland über die Seinen, wie über alle Taufgesinnten. Wir wissen, dass sich David Joris, ehe er nach Basel kam, an den Landgrafen von Hessen wandte, einen der wenigen Fürsten jener Zeit, der seine Hände nicht mit dem Blut der «Ketzer» besudelt hatte. Die Bitte um Schutz wurde «gnädig» beantwortet: Wenn du lutherisch wirst... So war es Joris nicht vergönnt, wie allen Reformatoren, wie schliesslich auch manchen Täufnern, auch Menno und Schwenkfeld, eine Stadt oder einen Fürsten zu finden, die ihn in seinem Glauben leben liessen. Wir wissen nicht, was ihn schliesslich bewegte, unter falschem Namen nach Basel zu ziehen, um von dort aus in der Stille weiterzuwirken. Es kann sein, dass ihn seine Gemeinde in den sicheren Hafen schickte, um ihn vor dem Tode zu retten. Joris selbst berief sich auf die Flucht des Jesusknaben nach Aegypten, die ihn die Zeit des Herodes überleben liess. Hoffte vielleicht auch er auf das baldige Sterben des Herodesgeistes im Norden? Und war seine Flucht nur das Abwarten dieses grossen Umschwungs? Sein Doppelleben als geheimer Täufereführer und öffentlicher Bekenner des reformierten Glaubens, als innerlicher Anhänger einer radikalen sozialen Gerechtigkeit und äusserlich wohlhabender Kaufmann bleibt sonst völlig unverständlich. Auf seinem Sterbebett sagte er zu seinen Kindern: «Ich habe meine Last allein zu tragen, weil derer so wenige sind, die sich danach umsehen». Sicherlich hätten die Dinge eine andere Wendung genommen, wenn das blutige Schwert, seinen dringlichen Worten gemäss, durch das Schwert des Geistes ersetzt worden wäre. Die Zeit war noch nicht reif dafür. Vielleicht aber wirklichlich sich seine Schau doch noch einmal auf Erden: dass «die Reichen und Vornehmen ihren Reichtum und ihre Vorrechte freiwillig niederlegen», und dass die Menschen nicht mehr ihre tiefsten Träume verbergen müssen.

Zum Beschluss

Der Gang durch die menschliche Geistesgeschichte gleicht einer Hochgebirgswanderung: Man meint oft, die Gipfel alle zu kennen — plötzlich taucht irgendwo ein neuer, bisher nicht beachteter aus dem Nebelmeer auf, und je höher man steigt, desto majestätischer grüssen sich die Riesen aus der Ferne. Ähnlich ging es uns mit den Erscheinungen unserer eigenen europäischen Geschichte: Wir hatten uns mit Reformation und französischer Revolution als den höchsten Gipfeln der Erneuerung abgefunden; Da stiegen jenseits und diesseits andere Bewegungen und Gestalten auf, neben denen die bisherigen Gipfel an Grösse einbüssten. Aus der Ferne des 13. Jahrhunderts stieg die Gestalt Joachims a Fiore, aus der Nähe des 19. und 20. die Gestalten der beiden Blumhardt auf. Und von beiden Gipfeln aus gesehen, ergab es sich, dass Reformation und Revolution so mächtig nicht gewesen, wie wir gedacht hatten. Aber selbst in der Reformationszeit beginnen sich neue und ungeahnte Linien abzuzichnen. In der umfassenden Täuferebewegung sehen wir heute wieder Kräfte am Werk,

die wir bei Luther, Zwingli und Calvin vergeblich suchen. Und wenn auch nicht alle ihre Gestalten Riesen waren, so ist doch die Beschäftigung mit jedem von ihnen ein Aufruf und eine Frage an uns: wie weit wir das Zeugnis des Neuen Testaments voll verstanden und gelebt haben. David Joris kann uns in seiner praktischen Haltung nicht Vorbild sein. Wohl hat sein Zeugnis, wie diese Zeilen zu zeigen versuchten, auch uns noch etwas zu sagen. Aber wir sind durch ihn vor eine Frage gestellt, die heute wieder brennender geworden ist als jemals: Gibt es eine legitime Flucht vor dem Martyrium? Ist angesichts der letzten Entscheidung die «innere Emigration» gerechtfertigt? Es geziemt uns nicht, Joris zu richten. Aber es gebührt sich, die Warnung zu hören, die aus seinem Leben spricht: Das Wort: «Wer mich bekennen wird vor den Menschen, den will ich bekennen vor meinem Vater im Himmel» hat seine ernste Gegenseite. Wir haben das Wort von Karl Jaspers gehört, das er nach 1945 im Namen derer gesprochen, die stumm geblieben waren, um ihr eigenes Leben zu sichern oder zu retten: Wir leben noch — wir sind schuldig geworden an all denen, die hingemordet wurden. Denn wir haben unser «Leben» gerettet auf Kosten der Wahrheit.

Die übrigen Täufer sahen keine Möglichkeit, ihr Zeugnis von der gesicherten Stätte aus in die Lande zu schicken. Sie wagten ihr Leben für die Sache. Sie waren davon überzeugt, dass das Wortzeugnis allein nicht genügt und dass der Mut zum Ster-

ben die Sache lebendig erhält. Ist es ein Zufall, dass sich die letzte Spur der Joristen im 17. Jahrhundert völlig verloren hat, während der östliche Flügel des radikalen Täufertums allen Verfolgungen zum Trotz sich erhalten konnte bis zum heutigen Tage? Das Zeugnis des David Joris ist ein abgeschwächtes Zeugnis. Er mochte, wie wir sahen, auf das Kommen des Reiches hoffen; aber er sah nicht die Dringlichkeit, dieses Reich in all seinen Ansprüchen schon jetzt und hier auch zu leben.

Friedrich Zündel, der Freund und Biograph Blumhardts, hat einmal das ganze Geheimnis des Reiches in die folgenden Sätze zusammengefasst: «Das Reich Gottes hat im Keime begonnen (in Christus). Aber dass einzelne durch ihn sittlich gebessert werden und nach dem Tode ein besseres Los zu erwarten haben, dieser jetzige Zustand der Dinge ist's nicht, was er das Reich Gottes nennt... (Aus) dieser Zwischenzeit, wo das Reich Gottes mitten im Gebiete eines anderen Reiches um den Sieg ringt, ... ging sein Blick auf das grosse Ziel, wo es dem Vater nicht mehr zu Sinn kommen wird, seine Kinder hinwürgen zu lassen... Dem, dass Jesus der Sohn Gottes ist, entspricht nur eine ganze, volle, über die Massen herrliche Wendung der Dinge...»

Das ist es, was auch David Joris, der fast verschollene Zeuge aus einer für uns schon ganz fernen Zeit, erhofft hat. Er hat dafür auf seine Weise gezeugt. Es ist heute, 400 Jahre nach seinem Tode, am Platz, an ihn zu denken.

Freiheit und Frieden

Die fünf Broschüren, auf welche unter diesem Titel hingewiesen werden soll, sind zwar schon vor zwei oder drei Jahren erschienen. Sie haben jedoch inzwischen an Aktualität nichts eingebüsst; denn es geht darin um Probleme, die uns fürwahr auch heute in Atem halten. Wie kann Friede — in der Welt, in der Kirche, im Herzen — gewonnen und erhalten werden? Was ist Freiheit — in Gemeinschaft wie für den Einzelnen? Die verschiedenen Vorträge und Studien, welche hier alle vom Evangelischen Verlag Zollikon-Zürich publiziert worden sind, sind darin einig, dass in den verschiedenen Zusammenhängen, in welchen sie diesen Fragen nachgehen, Unfriede seinen Ursprung in irgendwelchen Unfreiheiten hat, und dass es wahren Frieden nur in echter Freiheit gibt. Dabei kann freilich nicht übersehen werden, dass sie — unter sich grossen Teils einig — ihre Ansichten auch andersartigen Auffassungen gegenüberstellen. Sie dokumentieren damit, dass Freiheit und Friede keine fertig tradierbaren Güter darstellen, sondern in geistiger Auseinandersetzung stets wieder neu gewonnen werden müssen. Das rechtfertigt es auch, dass wir die hier begegnenden Auffassungen uns nicht einfach zu eigen machen, sondern uns mit ihnen auseinandersetzen. Anders ständen wir nicht in der Freiheit und hätten es nur mit einem faulen Frieden zu tun.

In eine solche Auseinandersetzung hinein führt uns zum Beispiel die Arbeit von Max Geiger, in welcher er uns unter der Fragestellung «Geschichtsmächte oder Evangelium?» nicht nur an seiner Auseinandersetzung mit dem grossen fünfbandigen Werk Emanuel Hirschs über die Geschichte der neueren evangelischen Theologie teilnehmen lässt, sondern auch zur Kritik an seiner Gegenposition herausfordert. In einer in methodischer wie materieller Hinsicht gleich sorgfältigen und fundierten Weise deckt Geiger auf, wie Hirsch in seiner Darstellung und Beurteilung des neueren Protestantismus sich statt vom Evangelium von «Geschichtsmächten», das heisst von den modernen Begriffen der Wissenschaft und der Geistesfreiheit leiten lässt und dadurch nicht zur Freiheit des Glaubens, sondern in die Abhängigkeit von der Welt führt. Von einem kritischen Leser muss er sich freilich auch fragen lassen, ob er mit seiner Interpretation des Evangeliums nicht auch von «Geschichtsmächten» — wenn auch von anderen als Hirsch — abhängig sei. Soweit er Historiker ist, wird er für diese Frage durchaus offen sein.

Anders verhält es sich dagegen für den Gläubigen, der sich von der Sache, um die es ihm geht, nicht mehr durch historische Distanz getrennt weiss, sondern es wagt, eine unbedingte Entscheidung zu treffen und überzeugt ist, darin Gottes Willen zu gehören. Da stehen sich dann nicht mehr geistesgeschichtliche Aspekte und Hypothesen gegenüber, sondern Glaubensstandpunkte und Glaubensrichtungen, wie wir sie auch in unserer evangelischen reformierten Kirche kennen. Diese Situation fasst Eduard Bues in seiner Studie über «Die kirchlichen Richtungen» ins Auge. Vom Neuen Testament her scheint ihm das kirchliche Richtungswesen ein «Unding» zu sein, und so unterzieht er denn auch von seinem Verständnis der Kirche aus den

In dem Baume...

Von Ellen Dekker

In dem Baume — der behangen mit silberweissen Blüten und goldenen Früchten, in dem schillernde Kollibris treiben ihr buntes Spiel — Pfauenaugen und bunt wirbelnde Falter tragen die Träume — —

der behangen von zart rosigen und schwarzen Perlen, geboren aus den Tränen des Tages und der Nacht; —

in dem Baume — der umhegt ist von duftigem Gesträuch, das schwarzen Ambra-Atem zu den Wipfeln sendet, Goldnelken um die Wurzeln breitet — — —

in diesem Baume hängt mein Herz. —

In dem Baume hängt mein Herz! Purpurne Kronen umwinden es, verborgend der scharfen Dornen spitziges Gelüste, die rote Blütenflocken streuen und Hochzeit halten mit dem sanften Lüftchen. — Mein Herz hängt in dem Baume.

ser und holte, hoppla! eine weisse Taube hervor. Eine lebendige Taube, eine schöne weisse Trommeltaube, die im Kerzenlicht mit den roten Aeuglein beledigt blinzelte, und die Flügel bewegte.

Das gefiel dem Publikum ausserordentlich, die meisten rissen den Mund auf, riefen verblüfft: Ah, ah, ah, und applaudierten stürmisch. Der Zauberkünstler kam mit der Taube auf der Hand vor die erste Reihe und ging geradeaus auf den Herrn Polizeihauptmann zu, der einen dichten schwarzen Backenbart hatte, berührte die Schulter des Polizeihauptmannes und sagte deutsch, die Golduhr befinde sich bei ihm, er solle sie hergeben. Der Herr Polizeihauptmann schüttelte den Kopf und schrie den Zauberkünstler an: Nix dajtsch! Nix! Nix! Das löste heiteres, allgemeines Gelächter aus. Der Zauberkünstler wies auf die Brusttasche des Polizeihauptmannes, — dort drinnen sei die Uhr, er möge sich nicht weigern und sie hergeben. Der Herr Polizeihauptmann tastete die Brusttasche ab und machte ein entsetztes Gesicht. Er griff in die Brusttasche, zog die Golduhr des Schnittwarenhändlers hervor; sie war ganz unversehrt, obgleich sie in dem Mörser in Stücke geschlagen worden war! Der Zauberkünstler zeigte die Golduhr im Kreis umher und sagte: Bitte, bitte, bitte. Und wieder wurde gelacht und applaudiert und Eljen gerufen; der Schnittwarenhändler tummelte sich, um seine Golduhr zurückzubekommen, der Zauberkünstler machte eine Verbeugung, schüttelte ihm die Hand und sagte: Mein Kompliment! Der Schnittwarenhändler verbeugte sich ebenfalls, befestigte auf der Stelle seine Golduhr an der Goldkette, steckte sie in die Westentasche und floh, niemand ansehend, zu der Schnittwarenhändlerin zurück; beide waren sehr stolz, und wenn sie nicht gestorben sind, so sind sie es noch heute.

Der Zauberkünstler bog sich hinter den Tisch zurück, kramte auf diesem eine Weile, erklärte dann, er sei hungrig und wolle Nockerl essen. Er öffnete den Mund weit, stopfte allerhand bunte Dingerchen hinein, verschlang sie mit der Gier eines Hundes und schluckte hinterher mächtig. Er streichelte sich den Bauch und zwinkerte vergnügt, als genösse er ein schmackhaftes Abendbrot. Unvermittelt bog er den Kopf zurück, zog aus dem Munde einen roten Papierstreifen und liess ihn zwischen den Fingern hinabgleiten, einen langen, langen roten Papierstreifen, dann einen blauen, dann einen grünen, er zog, zerrte an den Papierstreifen und rollte sie hinauf, immer rascher und rascher, so rasch, dass

man fast die Augen schliessen musste, um nicht schwindelig zu werden. Ich wurde des Staunens nicht müde und war selig.

«Erstickte!» rief ein Bauernbursch aus dem Hintergrund, vom Stehplatz her; das Stehparterre begann zu lachen, und das Lachen kollerte nach vorne; die Elite des Bürgertums und der Intelligenz lachte ebenfalls herzhaft, sah dem Zauberkünstler zu, dessen Hand leicht zitterte und für einen Augenblick innehielt, dann beugte er sich ein wenig vor, liess den blinzelnden Blick rügend über das Publikum gleiten, schaute zu dem vergoldeten Holzluster empor, warf abermals den Kopf zurück und zog aus dem Munde weiter die Papierstreifen, noch schneller als zuvor, und das Publikum lachte noch immer. Die Papierstreifen wirbelten empor und stürzten nieder, nunmehr zugleich blau, rot, weiss, lila, gelb, und der Zauberkünstler startete mit weit geöffnetem Munde zu der fleckigen Zimmerdecke empor, vielleicht war er von der Schönheit und Buntheit der Papierstreifen beeindruckt und trunken. Seine Arme bewegten sich mit unsäglicher Leichtigkeit, und die farbenprächtige Kaskade schoss rasch und nieder, als wollte sie nie ein Ende nehmen. Aber unvermittelt versiegt dann doch plötzlich das Ganze, der Zauberkünstler zog, zur allgemeinen Ueberraschung, aus dem Munde einen dicken Peitschenstiel aus rotem Papier, streckte ihn gerade vor sich hin und verneigte sich triumphierend, wenn auch etwas wehmütig, vor dem Publikum. Nun lachte niemand mehr. Der ganze Saal applaudierte wie von Sinnen, der Herr Polizeihauptmann nickte mit dem Kopf nach rechts und links, rief so: «Bravo! Bravo!»

Und was dann noch alles folgte! Eine Welt der Wunder tat sich auf. Und ich vermöchte jedes Kunststück genau zu schildern, so lebhaft rief der abendliche Abschiedsgruss der beiden alten Oieser Bürger den wunderbaren Abend in mein Gedächtnis zurück. All die Schattenfiguren, die er mit dem Fächer in die Wand zauberte, die unzähligen Kartentricks, und wie er die Zettelchen verteilte, auf die jeder etwas anderes schrieb, und als der Zauberkünstler sie eingesammelt hatte, sagte er jedem Einzelnen, ohne sie zu entfalten, was er auf sein Zettelchen geschrieben hatte. Auf jenem des Kurzwarenhändlers war zu lesen gewesen: Abdul Hamid.

Ich will mit dem Bericht über die letzte Darbietung schliessen, die mich so eng mit der feierlichen und fremden Gestalt des

Zauberkünstlers verbindet, der sich, bereits damals ein ältlicher Herr, wohl seither aus dem irdischen Leben verabschiedet haben dürfte.

Er nahm in die Rechte einen Stock und in die Linke eine brennende Kerze, kehrte dem grünen Tisch den Rücken, klopfte mit dem Stock gegen das Podium und sagte:

«Gute Nacht.»

Dann klopfte er noch öfter mit dem Stock, und jedes Klopfen wurde schwächer, und mit jedem Klopfen sank seine Gestalt tiefer, und er grüsst weiter, und mit jedem Klopfen klang seine Stimme leiser:

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

«Gute Nacht.»

Ich entsinne mich nicht mehr, wie oft er den Abschiedsgruss wiederholte, doch war inzwischen sein Kopf ganz verschwunden, das Klopfen und die Stimme klangen, als ob einer die Treppe hinunterginge, und schliesslich klang es nur noch wie aus der Tiefe eines dunklen Kellers:

«Gute Nacht.»

In dem grossen Saal war es mäschenstill, aller Augen waren auf den grünen Tisch gerichtet, wo die Kerzenflammen zuckten und tanzten. Plötzlich richtete sich hinter dem grünen Tisch der Zauberkünstler in seiner ganzen Grösse auf, und ich erschrak dermassen, dass ich hilflos nach der Hand meines Vaters griff. Doch beruhigte ich mich sofort wieder, als der Zauberkünstler die Kerze in seiner Linken ausblies und mit seiner Rechten aus der Hosentasche eine rot-weiss-grüne Fahne zog, so gross wie die Fahnen, die damals bei Abgeordnetenwahlen von den Hausdächern zu wehen pflegten. Er hielt sie hoch empor und schwenkte sie rings im Kreis, die Elite-Intelligenz, die Handels- und Handwerkerwelt, das Stehparterre, alle Gesellschaftsschichten jubelten und riefen Eljen, immer wieder Eljen, und der Zauberkünstler steckte den Kopf aus der flatternden Fahne vor und schickte das hochverehrte Publikum nach Hause:

«Gute Nacht. Gute Nacht.»

(Aus dem Ungarischen übertragen von Stefan J. Klein)